

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Krieg am Rhein im Jahre 1870

Grabowski, Stanislaus

Berlin, [ca. 1870]

Viertes Kapitel. Auf der Wacht am Rhein

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

Carl hatte in der Eile noch einmal seinen Koffer geöffnet und das Packet hineingeschoben, aber er löste dabei in fliegender Hast und mit zitternden Händen das blaue Seidenband ab, ohne daß der alte Franke und dessen Tochter dies bemerkten, und verbarg es auf seiner Brust unter dem Waffenvocke, denn dieses Band — das Auge der Liebe ist scharf! — hatte er vor wenigen Stunden noch, zu einer Schleife geknüpft, wie die Brüche noch jetzt deutlich verriethen, an der Brust Marie's von Dollenbeck gesehen, und überzeugend, glücklich fühlte er, das Band gehöre nicht dem Hülflied Jacob Franke, sondern ihm selbst.

Eine Welt war in seinem Herzen aufgegangen, eine Welt, die er jetzt hinter sich lassen mußte, aber über ein düsteres, sturmbevegtes Meer hinaus, auf dem er freilich manches scheiternde Schiff erblickte, lag sie auch wieder vor ihm, umstrahlt vom hellsten Sonnenglanze der glückverheißendsten Hoffnung. —

Eine Stunde später fuhr er seiner neuen, ernstern Bestimmung entgegen, mitten unter fremden Menschen, mit denen er kein Wort zu wechseln Lust hatte; seine Gedanken unterhielten ihn ja genügend, und wenn es ihm in der Erinnerung an die zurückgelassenen Lieben und ihren Schmerz so schwer um das Herz wurde, dann suchte immer wieder ein heller Lichtstrahl hindurch und verklärte ein Bild, das jetzt seine Seele ganz erfüllte, das Bild Marie's von Dollenbeck. —

Viertes Kapitel.

Auf der Wacht am Rhein.

Daß die Gegenden am Mittelrhein dem sich vorbereitenden Kriegsschauspiele zur Bühne dienen würden, war mit Beginn des letzten Drittels vom Monate Juli schon außer Frage gestellt. Man sagt, — und es liegt so viel Wahrscheinlichkeit darin, daß man es kaum bezweifeln kann — die ersten Dispositionen für die französische Armee seien in der sicheren Erwartung, daß die deutschen

Südstaaten, Baiern mindestens, sich neutral halten würden, dahin gegangen, geschlossen über Trier auf Coblenz und Mainz vorzudringen. Dies war nun nicht mehr ausführbar; es ließ sich annehmen, daß man diese Linie sowie die auf Rastatt in Baden nur mit schwächeren Flankencorps verfolgen und mit der Hauptarmee in die Pfalz einbrechen werde, um von da aus Mainz, diese starke und wichtige Festung, die man nicht unbeachtet im Rücken lassen konnte, anzugreifen.

Nach den allerdings nicht ganz verbürgten Nachrichten, welche in das größere Publikum gelangten, ließ sich annehmen, daß eine französische Armee über Kron-Weißenburg, die andere weiter nördlich zwischen Birmasens und Zweibrücken die Pfalz betreten und sich gegen Neustadt an der Hardt und Kaiserslautern dirigiren würden; da der ersteren damit eine leichtere Aufgabe zufiel, durfte man den ersten bedeutenden Zusammenstoß in der Gegend von Landau erwarten, und wenn er hier zu Gunsten der Franzosen ausfallen sollte, mußten die deutschen Truppen auch Kaiserslautern aufgeben und sich gegen oder über den Rhein zurückziehen; — so hieß es, sei der französische Plan.

Französische Zeitungen gaben an, daß die Operationsarmee in acht Corps, je aus drei bis sechs Divisionen zusammengesetzt, getheilt sei, befehligt von den Marschällen Mac Mahon, Bazaine, Canrobert und den Generälen Frossard, L'Admirault, de Failly, Douai und Bourbaki, unter Vekterem die Garde. Das Oberkommando wollte, wie schon gesagt, der Kaiser Napoleon persönlich übernehmen, unterstützt durch den Chef des Generalstabes und Kriegsminister Leboeuf, und am 28. Juli verließ er wirklich, in Begleitung seines Sohnes, Paris, um in Mek, wo das Hôtel de l'Europe für ihn gemiethet worden, sein Hauptquartier zu nehmen und sofort nachfolgende Proklamation an die Armee zu erlassen:

„Ich stelle mich an Eure Spitze, um die Ehre des vaterländischen Bodens zu vertheidigen. Ihr werdet eine der besten Armeen Europa's bekämpfen. Doch auch andere Armeen, welche ebenso tüchtig waren, konnten Eurer Tüchtigkeit nicht widerstehen. Gleiches wird heute der Fall sein. Der Krieg wird lang und mühevoll; aber Nichts übertrifft die zähe Kraft der Soldaten, welche in Afrika, in der Krim, in Italien, in Mexiko kämpften. Welchen Weg immer wir außerhalb der Grenzen des Vater-

Landes einschlagen, wir finden stets die ruhmreichen Spuren unserer Väter und werden uns ihrer würdig zeigen. Ganz Frankreich begleitet Euch mit glühenden Wünschen. Das Weltall hat die Augen auf Euch gerichtet. Von unserem Erfolge hängt das Schicksal der Freiheit und der Civilisation ab. Thue Jeder seine Pflicht. Der Gott der Schlachten wird mit uns sein!"

Um diese Zeit war die französische Feldarmee schon in der Nähe der Grenze ziemlich vereinigt; gewisse Nachrichten über ihre Stärke und Zusammensetzung liegen noch nicht vor, auf deutscher Seite wurde aber behauptet, daß sie noch an Mancherlei Mangel leide, wie an Pferden, Lebensmitteln u. s. w.

Gleichzeitig unfuhr auch schon ein französisches Geschwader, bestehend aus sieben Panzerschiffen und zwei kleinen Dampfern, Cap Skagen an der Nordspitze Jütlands, um sich in die Ostsee zu begeben.

Da die Blicke ganz Deutschlands mit nicht zu verhehlender Besorgniß auf die lang ausgehunte Nordküste gerichtet waren, welche durch eine der französischen nicht gewachsenen Marine kaum geschützt werden zu können schien, dürfte es unseren Lesern wohl interessant sein, zu erfahren, in welcher Weise und Stärke die französische Flotte sich um diese Zeit zusammensetzte.*)

Die größten Schiffe der Panzerflotte sind der Friedland, Marengo, Ocean und Suffren, jedes von 7200 Tonnen und 950 Pferdekraft, mit achtzölligem Panzer und zwölf 9½ zölligen Geschützen; sie gehen bis zu 28 Fuß tief; acht Geschütze befinden sich in den Kasematten, vier in unbeweglichen Decktürmen.

Magenta und Solferino von 6700 Tonnen und 1000 Pferdekraft, mit 4½ Zoll starkem Panzer, führen 52 Geschütze kleineren Kalibers, dabei zwei achtzöllige Granatkanonen.

Dann folgen vierzehn Panzerfregatten mit voller Batterie, von 900 bis 1000 Pferdekraft und 4⅞ bis 5⅞ zölligen Panzern; die Hälfte davon hat je 26 bis 36 Geschütze, die andere Hälfte nur 14; der Tiefgang ist auch bis zu 26 Fuß.

Neun kleinere Kasemattenschiffe von Holz, mit 5⅞ zölliger Panzerung, haben gegen 500 Pferdekraft, bis zu 21 Fuß Tiefgang und acht Geschütze, die Belliqueuse darunter deren zwölf.

*) Nach einem Berichte der Weserzeitung.

Fünf Widderschiffe haben ein bis zwei Geschütze auf Drehscheiben in festen Thürmen, eine Panzerdicke von über acht Zollen, 530 Pferdekraft und etwa 18 Fuß Tiefgang. Das Thurmsschiff Rochambeau, von den Amerikanern erkaufte, besitzt 1500 Pferdekraft und führt 14 Rodmangeschütze, dabei zwei fünfzöllige; sein Panzer hat eine Dicke von $5\frac{1}{2}$ Zollen. Mit vier solcher Geschütze, leichterer Panzerung und 250 Pferdekraft ist der kleine Monitor Onondaga ausgerüstet.

Außerdem hat die Marine fünfzehn schwimmende Batterien, zu je 18, 16 und 8 Kanonen, alle glatte 55 Pfünder; diese Batterien sind bis zu $5\frac{1}{2}$ Zollen stark gepanzert, haben 150 Pferdekraft und gehen acht bis zehn Fuß tief.

Für den Dienst auf Flüssen sind elf kleine, zerlegbare Panzerschiffe da, von 24 und 40 Pferdekraft, jedes mit zwei Kanonen. Dies wären im Ganzen 62 gepanzerte Fahrzeuge mit 697 Kanonen. Daneben hat die französische Flotte noch 230 ungepanzerter Schraubendampfer, 51 Raddampfer und 99 Segelschiffe. —

Da die norddeutsche Seemacht zur Zeit nur fünf Panzerschiffe, unter denen die drei neugebauten allerdings zum ersten Range gerechnet werden dürfen, besaß, außerdem nur eine nicht bedeutende Anzahl gedeckter und offener Corvetten und Kanonenböte, so könnte von einem Vergleiche mit der furchtbaren französischen Flotte an Zahl der Fahrzeuge und Geschütze nicht die Rede sein, indessen verlor jene Furchtbarkeit doch auch wieder sehr im Hinblick auf den schon natürlichen Schutz der Küsten, besonders der Nordsee, wo sich fast überall Untiefen und sogenannte Watten befinden, durch welche nur ein schmales, für den damit nicht genau Bekannten höchst gefährliches Fahrwasser führt. Schlimmer ist es schon in der Ostsee, wo an der Küste von Schleswig-Holstein und weiter hinauf manche sich für eine Landung sehr gut eignenden Punkte sind, indessen war hier wie dort Nichts versäumt worden, um einer solchen Absicht des Feindes möglichst schnell entgegenzutreten. Die Feuerschiffe, Vaken und Tonnen waren sogleich entfernt worden, die Leuchtfeuer gelöscht und die ortskundigen Lootsen entfernt oder unter Aufsicht gestellt worden, so daß es dem Feinde schwer, wo nicht gar unmöglich werden mußte, sich zu orientiren; selbstverständlich waren auch die Festungen und Strandbatterien armirt und besetzt, an den gefährlichsten Punkten Schiffe versenkt

und Torpedo's, diese neuen Zerföhrungsmaſchinen oder Sprengminen unter dem Waſſer, ausgelegt worden, und die längs der ganzen Küſte fortlaufenden und dieſelbe mit größeren Waſſenplätzen in Verbindung ſetzenden Eiſenbahnen geſtatteten, wenn eine aufmerkſame Strandwache gehalten wurde, wozu ſich die Küſtenbewohner gern erböten, in kurzer Zeit feindlichen Detachements, welche eine Landung verſuchten, anſehnliche Truppenkräfte entgegenzuwerfen. Der im Kriege von 1866 durch ſeine Operationen mit der Mainarmee ſo glänzend bewährte General Vogel von Falckenſtein wurde zum Kriegsgouverneur der längs der ganzen Küſte ſich erſtreckenden Provinzen und Gebiete beſtellt, dem Großherzoge von Mecklenburg die eigentliche Küſtenvertheidigung an der Elbe und Weſer zugewieſen.

Wir kehren aber einſtweilen nach den Gegenden des Mittelrheines zurück, wo, wie es ſchien, die eiſernen Würfel zuerſt gerollt werden ſollten.

An eine Ueberrumpelung durch die Franzoſen war hier nicht mehr zu denken; noch vor Ende Juli waren die preußiſche wie die mit ihr verbündeten deutſchen Armeen mit bewunderungswürdiger Geſchwindigkeit auf den Kriegsfuß geſetzt und durch die Eiſenbahnen ſchon eine genügende Truppenzahl an die bedrohten Punkte befördert worden, ſo daß ſich mancherlei Zweifel erheben konnten, welcher von den beiden Gegnern eigentlich die Offenſive ergreifen werde.

Es war ein erhebender Anblick, mit welcher kampfluſtigen Begeiſterung die Truppen überall in das Feld rückten; ſelbſt die älteren Mannſchaften, welche viel Liebes und Theures hinterlaſſen mußten und dem militairiſchen Leben ſchon einigermaßen entwöhnt waren, fühlten ſich, ſobald ſie in Reih' und Glied ſtanden, wieder vollkommen als Soldaten, und während auf der einen Seite bei ihnen die Erbitterung gegen den Feind um ſo größer war und ſie drängte, zu einer möglichſt baldigen Entſcheidung beizutragen, welche ſie der Heimath und ihren bürgerlichen Verhältniſſen wiedergeben ſollte, gewann auf der anderen der ſoldatiſche Humor, der bei der engen Kameradſchaft ſo ansteckend wirkt, die Oberhand vor trüblichen Erwägungen; im Grunde faßte aber gewiß Jeder ſeinen Veruß mit dem gebührenden Ernſte auf.

Es war eine Art bewaffneter Völkermigration nach den Ufern des Rheines geworden; wenn die Geſchichte aber auch ſchon ähnliche Beiſpiele aufzuweiſen hat, ſo hatte ſich jene doch vielleicht

noch nie in so eigenthümlicher Weise vollzogen. Die Flucht der Aengstlichen, welche, wie schon erwähnt worden, in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung stattfand, wurde nur durch den großen, fast undurchdringlichen Strom aufgehalten, der sich dorthin wälzte. Der Eisenbahnverkehr für das Publikum wurde alsbald gänzlich gesperret oder auf den Nebenlinien wenigstens sehr beschränkt; diese Verkehrsmittel des friedlichen Gewerbes und der Vergnügungsreisen wurden jetzt ausschließlich kriegerischen Zwecken überwiesen. Für den Uneingeweihten kann es kaum erklärlich erscheinen, wie im Laufe einiger Tage so große Massen von Menschen, Pferden, Fuhrwerk, Kriegsmaterial und Lebensbedürfnissen in ununterbrochener Reihenfolge der Eisenbahnzüge dorthin geschafft werden konnten, ohne daß bei den sich kreuzenden Schienenwegen Verwirrung und sich häufig wiederholende Unglücksfälle stattfanden; letztere blieben vereinzelt. Auf der einen Linie brausten die Züge, lange Reihen gefüllter Waggons und Lowrys, mit Abständen von wenigen Minuten hintereinander jenem Ziele zu, auf der andern kehrten die leeren Wagen wieder zurück, um schleunigst diese Tour zu wiederholen. So ging es bei Tag und Nacht fort.

Mit Sträußen an den Helmen und Mützen, unter rauschender Feldmusik oder dem Gesange patriotischer oder heiterer Marschlieder waren die Truppen aus ihren Garnisonen ausgerückt, das Siegesvertrauen gab sich auf den lachenden Gesichtern und in den mancherlei Scherzen kund, — „Eilgut nach Paris“, schrieben die Soldaten mit Kreide häufig an die sie befördernden Wagen, — und wenn auf den Stationen, wo eine kurze Rast gemacht wurde und fast jedesmal die Bewohner der nächstliegenden Ortschaften sich mit Erquickungen für die zu ihrer Vertheidigung ausziehenden Brüder eingefunden hatten, auch eine scheinbare Verwirrung und wilder Lärmen herrschte, so genügte doch ein Trompetenstoß oder Hornsignal, auf der Stelle den bunten Knäuel wieder aufzulösen und die Disciplin, durch welche der deutsche Soldat sich vor allen anderen auszeichnet, zur vollsten Geltung zu bringen.

Sogar Kinder, Knaben im jugendlichsten Alter, versuchten, sich in die Waggons der Soldaten einzuschmuggeln, um den Krieg gegen die Franzosen mitzumachen, und einigen gelang dies auch; an einem Tage mußte die Polizei in Berlin mehr als zwanzig solcher Jungen gewaltsam wieder aus den Wagen herausholen. In

Stettin meldete sich sogar ein Mädchen und bestand darauf, als Soldat eingestellt zu werden, was ihr natürlich nicht gestattet werden konnte. Das sind kleine, vorübergehende Züge, aber sie tragen doch zur Charakteristik des Volksgeistes in einer solch' sturmerregten Periode bei.

An die Spitze der sich mehr nördlich zusammenziehenden Armee wurde Prinz Friedrich Carl von Preußen gestellt, an die der südlichen der Kronprinz Friedrich Wilhelm; Se. Majestät der König befehlt sich den Oberbefehl vor.

In der Gegend von Saarbrücken, einer offenen, ziemlich an der Südspitze der preussischen Rheinprovinz und fast unmittelbar an der französischen Grenze gelegenen Stadt von etwa zwölftausend Einwohnern, welche dieselbe indessen bei der Kunde von der Annäherung der Franzosen zum großen Theile verlassen hatten, begannen die ersten Neckereien und Scharmügel zwischen den beiderseitigen Vorposten.

Schon am frühen Morgen des 19. Juli kam eine französische Cavalleriepatrouille über die Grenze, drang in ein dort gelegenes kleines Zollhaus ein, das mit zwei preussischen Zollwächtern besetzt war, und schleppte diese Leute, trotz ihrer Versicherung, daß sie gar keine Soldaten seien, mit sich, da man ein geladenes Gewehr vorfand. Sie wurden nach dem nahen Forbach gebracht, wo sich ein französisches Lager befand und in ein Verhör über Stellung und Stärke ihrer Landsleute, über die sie aber Nichts anzugeben vermochten, genommen. Am anderen Tage entließ man sie wieder, nachdem sie von dem Straßenpöbel verhöhnt und bedroht worden waren, und sie kehrten wohlbehalten nach Saarbrücken zurück.

Diese Stadt, welche für die Operationen preussischerseits keine Wichtigkeit haben konnte, war auch nur schwach, als eine Art Vorpostenstellung, mit etwa fünfhundert Mann Infanterie und einer Abtheilung Mänen, ohne Artillerie, besetzt. Am 20. zeigten sich vor ihr französische Chasseurs, zogen sich aber sogleich und ohne Kampf zurück, als die Mänen ausrückten und ihnen ein Gefecht anboten. Am folgenden Tage Morgens wurde von einem Vorposten des Regiments Hohenzollern der erste französische Infanterist, der ihn mit dem vielbesprochenen Chassepotgewehre gefehlt hatte, durch einen sicheren Schuß mit dem Büchsenadelgewehre todt niedergeschossen, und es folgten nun mehrere solcher kleinen Rencontres

ohne Bedeutung, wobei sich die Ueberlegenheit der französischen Waffe keineswegs erwies; die französischen Fusanteristen feuerten allerdings sehr schnell, verschwendeten damit aber nur ihre Patronen, da sie im Allgemeinen schlecht trafen.

Wichtiger war eine Patrouille, welche ein Offizier mit dreißig Mann über die Grenze machte, um auf der Verbindungsbahn von Saargemünd und Hagenau möglich viel Schaden anzurichten; es gelang diesen kühnen Streifern auch, an mehreren Stellen die Schienen aufzureißen, die beabsichtigte Sprengung eines großen Viadukts auszuführen war aber nicht möglich. Ohne Verlust kehrte die Patrouille zurück.

Da sich auf dem linken Rheinufer bei Straßburg französische Truppen zeigten und die Anhöhen mit Artillerie besetzten, war von deutscher Seite schon am 16. die Eisenbahnbrücke abgedreht worden, und am 22. vier Uhr erfolgte die Sprengung eines Pfeilers der Rheinbrücke bei Kehl, wodurch auch die schönen Brückenthürme vollständig zerstört wurden.

Einen unglücklichen Ausgang nahm die Patrouille, welche behufs einer Rekognoscirung im Elsaß und zur Zerstörung der Telegraphendrähte der Hauptnam Graf Zeppelin vom württembergischen Generalstabe mit drei badischen Oberlieutenants und einigen Dragonern vom badischen Regimente Markgraf Max weit über die Grenze hinaus unternahm. Nachdem sie einen sechszehnstündigen Ritt über Kron-Weißenburg und Sulz bis in die Gegend von Niederbronn gemacht hatten, hielten sie in einem bei letzterem Orte an der Landstraße gelegenen Gasthause eine kurze Rast, als sie von einer Abtheilung des französischen 12. Jägerregiments, dem sie ein Reisender verrathen haben soll, überrascht und angegriffen wurden. Graf Zeppelin, der sich gerade im Hofe befand, tödtete durch einen Revolverchuß einen französischen Unteroffizier und entkam glücklich auf dessen Pferde, einer der Offiziere wurde niedergehauen, wie die Dragoner schwer verwundet, und die beiden anderen Offiziere, ebenfalls verwundet, mußten sich ergeben. Man brachte sie zuerst nach Metz und soll sie als Gefangene auf Ehrenwort gut behandelt haben, dann nach Paris.

Dies Alles waren indessen nur kleine Vorläufer der großen Ereignisse, die sich nun täglich und stündlich entwickeln konnten. Prinz Friedrich Carl hatte alsbald nach seiner Ernennung zum

Armee-Kommandanten Berlin verlassen und sich auf seinen Posten begeben; bei der amtlichen Verschwiegenheit, die auf das Sorgfältigste, was sich ja auch leicht durch die Nothwendigkeit erklärte, über alle militairischen Dislokationen und Operationen beobachtet wurde, ließen sich sein Hauptquartier und die unter seinen Befehl gestellten Truppentheile nicht mit Bestimmtheit angeben. Der Kronprinz von Preußen verließ am 26. Juli Berlin und traf um die Mittagszeit des folgenden Tages in München ein, am nächsten Morgen in Stuttgart, am 29. in Karlsruhe.

Ueberall wurde er enthusiastisch empfangen. In der bairischen Hauptstadt, wo er von einer Deputation der Gemeinde-Collegien begrüßt wurde, erwiderte er derselben, er rechne es sich zur höchsten Ehre an, den Oberbefehl über die bairische Armee erhalten zu haben, und wünsche, wenn auch anfänglich nicht Alles gut gehen sollte, daß man nicht den Muth und das Vertrauen in die Armee verliere, der weitere Verlauf und das Ende des Krieges würden sicher dem Verlangen des Vaterlandes entsprechen, er selbst hege in dieser Beziehung das beste Vertrauen. In allen drei süddeutschen Hauptstädten, die zum Empfange des hohen Gastes festlich geschmückt worden, wogte eine unzählbare Menschenmenge, die in patriotischen Rufen und Gesängen ihre Begeisterung kundgab.

Bevor König Wilhelm Berlin verließ, erschien am Nachmittage des 31. Juli folgende Proklamation von ihm:

„An mein Volk!

Indem Ich heute zur Armee gehe, um mit ihr für Deutschlands Ehre und für Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, will Ich, im Hinblick auf die einmüthige Erhebung Meines Volkes, eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen ertheilen. Ich habe das Kultusministerium beauftragt, Mir einen Erlass in diesem Sinne zu unterbreiten.

„Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war.

„Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unseren Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes.“

An demselben Tage, Abends sechs Uhr, verließ der König, begleitet von seiner hohen Gemahlin, im offenen Wagen das Palais, um sich nach dem Bahnhofe zu begeben. Wer vermag die

Stimmung des in großen Massen angesammelten Volkes in diesem entscheidenden Augenblicke zu beschreiben! — In den tiefen Ernst, welcher die Aussicht auf die nächste Zukunft erzeugen mußte, mischte sich das frohe Vertrauen zu dem heldenmüthigen Kriegsfeldherrn, der — so hofften und beteten inbrünstig Alle zu Gott — gewiß nicht als Besiegter wiederkehren würde, und diese Stimmung verlangte auch einen lauten Ausdruck der unbegrenzten Hingebung, welche man dem erhabenen Herrn zutrug.

Der König, unter Anderen gefolgt von dem Grafen Bismarck, reiste über Hannover und Coblenz nach Mainz, wo er sein erstes Hauptquartier nahm. Es bedarf jetzt wohl keiner Schilderung mehr, wie er in den erstgenannten beiden Städten, wo er nur eine kurze Rast hielt, von der zufließenden Bevölkerung mit Jubel begrüßt wurde.

In den ersten Morgenstunden des 2. August traf Se. Majestät in Mainz ein, stieg im großherzoglichen Palais ab und nahm sogleich die bereitgehaltenen Rapporte aller Armee-corps entgegen, sofort erschien dann die Proclamation an die Armee, auf deren edle Einfachheit wir wieder unsere Leser der pomphaften des französischen Kaisers gegenüber hinweisen:

„An die Armee!

Ganz Deutschland steht einmüthig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre und des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Commando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein!“ —

Bevor der Bundesfeldherr, der jetzt in eigener Person auf der Wacht am Rhein steht, das erprobte, sieggewohnte Schwert zieht, müssen wir noch einmal die Diplomatie sprechen lassen, die noch eine sehr wichtige und in ganz Europa Aufsehen machende Enthüllung der eigentlichen Ursachen des Krieges bringen sollte.

Ganz überraschend für alle Welt theilte nämlich die englische Times, die wohl auf den Namen einer Weltzeitung Anspruch machen darf, ein sonderbares Aktenstück mit, welches, von der

Hand Graf Benedetti's geschrieben, sich im preußischen Ministerium des Aeußeren befinden sollte und Nichts weniger enthielt als einen von der französischen Regierung im Frühjahr 1869 gemachten Vorschlag, der in fünf Artikeln formulirt war; danach wollte sich der Kaiser der Franzosen verpflichten, die im Jahre 1866 von Preußen in Deutschland gemachten Erwerbungen und die Gründung einer norddeutschen Conföderation anzuerkennen und der Erhaltung dieses Werkes seine Unterstützung zu leihen, wenn der König von Preußen verspräche, Frankreich den Erwerb von Luxemburg zu erleichtern und bei dem Könige der Niederlande zu vermitteln. Ferner wollte sich Frankreich einer föderalen Union des Nordbundes mit den Staaten Süddeutschlands, mit Ausschluß Oestreichs, nicht widersetzen, wogegen Preußen mit Waffengewalt es unterstützen sollte, falls der Kaiser der Franzosen durch die Umstände veranlaßt werden sollte, seine Truppen in Belgien einrücken zu lassen oder es zu erobern; für die völlige Ausführung dieser Bestimmungen sollte eine offensive und defensiv Allianz geschlossen werden.

Die Aufregung über diesen von Frankreich beantragten und von Preußen zurückgewiesenen schändlichen Handel war, wie man sich leicht denken kann, in England und wohin sonst diese Kunde drang, sehr groß; man verlangte eine Bestätigung des Unglaublichen, und sofort erklärte Graf Bismarck, dieselbe geben zu wollen; in Berlin legte er das Original dieses Entwurfes dem großbritannischen Botschafter vor und erläuterte die Angelegenheit durch eine ausführliche Depesche an die norddeutschen Geschäftsträger zur Mittheilung an die Regierungen der neutralen Staaten.

Dieses Schriftstück, erklärte Graf Bismarck, enthalte keineswegs den einzigen Vorschlag, den Frankreich Preußen in diesem Sinne gemacht habe; schon vor dem dänischen Kriege seien ihm ähnliche Zumuthungen gestellt worden, — „der Glaube der französischen Regierung an die Möglichkeit einer derartigen Transaktion mit einem deutschen Minister, dessen Stellung durch seine Uebereinstimmung mit dem deutschen Nationalgefühl bedingt ist, finde seine Erklärung nur in der Unbekanntschaft der französischen Staatsmänner mit den Grundbedingungen der Existenz anderer Völker.“ In der Hoffnung, daß Preußen auf diesen Vorschlag eingehen könne, habe Frankreich in dem deutsch-dänischen Streite eine Haltung zu Gunsten desselben angenommen, und dann sei eine Ver-

stimmung über die Allianz mit Oestreich erfolgt; als die Verhältnisse zu letzterem sich zu trüben angefangen, habe man theils durch Verwandte Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, theils durch vertrauliche Agenten wieder solche Vorschläge gemacht, von denen die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze in Piemont zu ziehen sei, nicht ausgeschlossen geblieben.

Graf Bismarck veröffentlicht nun ein aus dem Mai 1866 stammendes Aktenstück, worin Frankreich gegen Oestreich eine Unterstützung von 300,000 Mann anbietet, wogegen Preußen sich verpflichten soll, den Frieden nur unter den Bedingungen zu schließen, daß die Reform Deutschlands in seinem Sinne geschehe und es in Deutschland einen Zuwachs von 7 bis 8 Millionen Seelen erhalte, Frankreich dagegen das Territorium zwischen Mosel und Rhein mit Ausnahme von Coblenz und Mainz, 500,000 Seelen von Preußen, das bairische linke Rheinufer, Birkenfeld, Homburg und Darmstadt.

Diesen Vorschlag habe Preußen entschieden abgelehnt und Frankreich nun nur noch auf den Sieg Oestreichs gerechnet, um die Annahme des Projekts dann zu erreichen. Seitdem habe Frankreich mit solchen Anerbietungen nicht aufgehört, Graf Bismarck sei über die Unmöglichkeit ihrer Annahme nie zweifelhaft gewesen, habe es aber im Interesse des Friedens für nützlich gehalten, den französischen Staatsmännern ihre Illusionen zu belassen; er sei nicht der Meinung derjenigen Politiker gewesen, welche dazu riefen, dem Kriege mit Frankreich deshalb nicht nach Kräften vorzubeugen, weil er doch unvermeidlich sei. Aus diesem Grunde habe er geschwiegen und nur dilatorisch, ohne jemals ein Versprechen zu machen, über jene Projekte unterhandelt; — die verschiedenen Phasen französischer Verstimmung und Kriegslust von 1866 bis 1869 coincidirten ziemlich genau mit der Neigung oder Abneigung, welche die französischen Agenten bei ihm für diese Verhandlungen gefunden zu haben glaubten. Er habe den Eindruck, daß nur die definitive Ueberzeugung, es sei mit Preußen keine Grenzerweiterung Frankreichs zu erreichen, den Kaiser zu dem Entschlusse geführt habe, eine solche gegen Preußen zu erstreben; er habe sogar Grund, zu glauben, daß Frankreich nach den jetzigen Rüstungen, vor oder nach der ersten Schlacht, geneigt gewesen wäre, mit Preußen, ge-

meinsam an der Spitze der gerüsteten Heere, auf Kosten Belgiens Frieden zu schließen.

Natürlich versuchte nun Frankreich, die ernstliche Absicht dieses Projektes zu leugnen und mit Gegenbeschuldigungen zu antworten, vermochte jenen sichtlichen Beweisen aber keine nur einigermaßen glaubwürdige entgegenzustellen. England erklärte, danach besonders aufmerksam sein und sich ebenfalls für alle Eventualitäten rüsten zu müssen, wollte aber auf seiner Neutralität beharren; auf Oesterreich und Italien indessen schienen diese sie so nahe betreffenden Enthüllungen doch nicht ganz den zu erwartenden Eindruck zu machen.

So war nun jede Versöhnung unmöglich geworden, und der Gott der Schlachten, auf den sich Napoleon III. berufen hatte, mußte entscheiden. —

Die Festung Mainz, für welche in der ersten Zeit nach der Kriegserklärung Befürchtungen sehr nahe lagen, konnte alsbald durch die Menge der sich in ihrer Nähe sammelnden Truppen vorläufig wenigstens gesichert erscheinen; da sich indessen der Lauf, welchen die kriegerischen Ereignisse nehmen würden, im Voraus durchaus nicht bestimmen ließ, mußten alle Anordnungen getroffen werden, diesen wichtigen Punkt, welcher so recht eigentlich auf der Wacht am Rhein steht, zu einem unerschütterlich festen Bollwerke gegen eine etwa heranbrausende Sturmfluth zu machen.

Der Belagerungszustand war natürlich sogleich erklärt worden, und während der militairischen Besatzung nun große Anstrengungen oblagen, die ausgedehnten Festungswerke, an denen zur Zeit übrigens noch gerade bauliche Veränderungen getroffen wurden, in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen, während die Einwohnerschaft, wenn sie nicht vorzog, einer möglichen Belagerung aus dem Wege zu gehen, angewiesen wurde, sich reichlich zu verproviantiren, mußten die außerhalb der Stadt, im Festungsrayon Wohnenden sehr große und schmerzliche Opfer bringen.

Viele der schönen Landhäuser nämlich, welche in der schönen, lachenden Gegend nur auf die Bedingung hin, im Kriegsfall niedergerissen zu werden, erbaut worden waren, sahen jetzt dieses grausame, aber nothwendige Schicksal an sich herandrücken; die herrlichen Park- und Gartenanlagen mußten verwüstet werden, um dem Feinde nicht Deckungen zu gewähren. „Der Krieg kennt kein Er-

barmen!" — unerbittlich zerstört er in wenigen Tagen oder Stunden, was jahrelanger Fleiß zum Nutzen und Ergötzen der friedlichen Landesbewohner aufgebaut hat, treibt mit der Brandfackel in der Hand die letzteren von Hab' und Gut und zeigt den Jammernnden und um Schonung Flehenden sein unerbittlich strenges, grauenhaft ernstes Antlitz, daß der Thränen und des vergossenen Blutes spottet.

Lieutenant von Hellsdorff war längst wieder in der Garnison, und ein Theil der reichlichen Arbeit kam auch auf ihn; Jeder hat eben in seinem Berufe zu wirken, wie verschieden die Kreise desselben auch gezogen sein mögen. Da wir ihn so plötzlich verlassen haben, sind wir ihm wohl schuldig, einen kurzen Rückblick nach Ems zu thun.

Der Eindruck, den das große und inhaltschwere Ereigniß jenes Morgens auf ihn gemacht hatte, konnte so schnell nicht wieder schwinden, pflegen sich solche Momente doch noch für die späteste Erinnerung einzuprägen, verzeihen wird man aber jedenfalls der jugendlichen, lebendig hin- und herschweifenden Phantasie, wenn sie das Bild der interessanten Unbekannten bald wieder in seinem ganzen glänzenden Schimmer hervorzauberte. Die ganze Tragweite jenes bedeutenden Ereignisses konnte Fritz von Hellsdorff ja ohnehin noch nicht ermessen und war übrigens auch auf alle Fälle vorbereitet; was andere Leute befürchteten, wünschte er ja gerade, und seine Jugend, seine Lebensstellung berechtigten ihn ohne Zweifel dazu.

Der Lieutenant mochte sich nun aber gerade soviel Mühe geben wie vor einigen Wochen in Ems, er hatte keinen besseren Erfolg davon. Pünktlich um elf Uhr war er im Spielsaale, den er bisher noch nie betreten hatte, den alten Raubvogel, wie der Legationssekretair ihn in so schnöder Beurtheilung genannt hatte, erblickte er aber dort nicht.

Die Groupiers machten ihre verlockenden Vorbereitungen, der Saal füllte sich sehr bald, und um den grünen Tisch her zog sich wieder eine dichte lebendige Hecke; der Lieutenant hielt die Augen immer nur auf die Thüren gerichtet. Um nicht Aufsehen zu erregen, machte er selbst ein paar niedrige Einsätze, verlor, was ihn weiter nicht bekümmerte, und nahm dann seinen Platz auf einem der Divans, um sich blos Beobachtungen hinzugeben. Wenn man

ihn überhaupt beobachtete, mußte man ihn für einen armen Teufel halten, der eine leere Börse in der Tasche trage; das war ihm aber ganz gleichgiltig.

Wohl an zwei Stunden hielt er auf diesem langweiligen Posten aus; ein sicheres, wenn auch gerade nicht durch Beweise gerechtfertigtes Gefühl flüsterte ihm zu, der Begleiter seiner reizenden Fee würde schon längst hierhergekommen sein, wenn er nicht eine viel wichtigere Abhaltung hätte, vielleicht gar die schon früher gefürchtete schnelle Abreise, und nun hielt es ihn auch nicht länger an diesem Orte; er eilte hinaus und setzte auf gut Glück seine Nachforschungen fort.

Ganz aufgeregt und erhitzt kam er endlich in seinem Hôtel an, wo sein Better eben im Begriffe war, sich zur Table d'hôte zu begeben.

Hatte der Legationssekretair dieses kleine Abenteuer seines Verwandten schon wieder vergessen? — Die Wahrscheinlichkeit sprach wenigstens dafür, denn er erwähnte desselben mit keinem Worte und theilte Jenem sehr ernst mit, er sei bald nach ihrer Trennung zu seinem Chef gerufen worden, wo er das Vorgegangene aus sicherster Quelle vernommen habe und bisher mit der Absendung verschiedener Telegramme beschäftigt worden sei. Entschieden sprach er die Ansicht aus, der Krieg stehe vor der Thür, und der Lieutenant durfte so ernstern Erwägungen gegenüber gar nicht einmal wagen, seine Privatangelegenheiten auf das Tapet zu bringen.

Der Zufall war nicht so gütig, das sehnsüchtig gesuchte Paar an die Table d'hôte dieses Hôtels zu führen, Fritz saß wie auf Kohlen, und als er nach dem zweiten oder dritten Gange schon seinen Better versicherte, daß er gar keinen Appetit habe, und sich zum Aufbruche anschickte, mußte er seine erfolglosen Bemühungen eingestehen und wurde von Jenem weidlich ausgelacht.

Der arme Verliebte! — Seine Sehnsucht blieb an diesem Tage unbefriedigt, und am folgenden schon erhielt er die telegraphische Ordre, sich ohne Verzug nach seiner Garnison zurückzugeben, da für die am Rhein stehenden Truppen die Mobilmachung bereits angeordnet worden war.

Auch der Legationssekretair mußte schleunigst nach Berlin abreisen. Die beiden Bettern hatten nicht viel Zeit, voneinander Abschied zu nehmen; Herrn von der Hagen gingen wichtigere Dinge

im Kopfe herum, als daß man von ihm eine besondere Theilnahme für des Lieutenants Herzensschmerzen erwarten durfte; er lachte geradezu darüber und wünschte ihm nur, wenn es zum Kriege käme, Gelegenheit zur Auszeichnung und gutes Avancement.

Das lag dem jungen Offizier nur allerdings auch sehr lebhaft im Sinne, vermochte aber doch nicht gänzlich die neuerweckte Leidenschaft abzukühlen. Indessen trat nun vor Allen die Pflicht in ihre Rechte, und er versäumte an ihr auch kein Pünktchen; seine Kameraden wunderten sich nur, daß er, der sonst so Heitere, bei so vielversprechenden Ausichten so ernst erschien; er mußte sich deshalb auch manche theilnehmende Fragen und kleine Neckereien gefallen lassen.

Der Festungsdienst entspricht nicht den Wünschen des jungen Soldaten, besonders nicht im Kriege. Es giebt unzweifelhaft dabei ebensoviel, vielleicht noch mehr Gelegenheit, sich durch Ertragung von Strapazen, durch Geistesgegenwart und persönlichen Muth auszuzeichnen; aber es liegt doch eine große Einförmigkeit darin, sich Monate lang auf einem engumschlossenen Fleckchen Erde zu bewegen, während dem Soldaten draußen im Felde die ganze weite Welt geöffnet erscheint.

Die Linienregimenter sind nun allerdings eigentlich nicht zur Besatzung der Festungen bestimmt; da Mainz aber gerade inmitten des vermutlichen Kriegsschauplatzes lag und seine Behauptung von so unendlicher Wichtigkeit sein mußte, ließ sich noch nicht recht absehen, welche Bestimmung die bisherige Garnison erhalten und ob sie wenigstens theilweise auf Ablösung durch Landwehrtruppen rechnen dürfe.

Lieutenant von Hellsdorf interessirte sich dafür ebenso wie seine übrigen Kameraden, denn seinem leichten, frischen Wesen würde es gar nicht zugesagt haben, die Wache in irgend einem Festungsvorwerke zu übernehmen, ein Posten, der alle Leiden persönlicher Gefangenschaft mit sich bringt. Jetzt dachte er doch noch viel häufiger wie in dem Zeitraume, der für ihn zwischen Wiesbaden und Ems lag, an das schöne Bild, das er auf den Altar seines Herzens gestellt hatte, und weihte demselben einen viel andächtigeren Cultus. Er hatte so Etwas vom Fatalisten, wie die meisten jungen Leute, die sich nicht die Mühe geben wollen, tieferliegenden Ursachen und Wirkungen nachzuforschen; jedenfalls ist die fatalistische Anschauung

doch die bequemste und hat viel Verführerisches für ein kühnes Herz und eine weitschweifende Phantasia.

Freiz von Hellborn suchte sich nur auch zu überreden, das Schicksal oder der Zufall, der ihn zweimal mit seiner Schönen zusammengeführt, könne dies nicht umsonst gethan haben und werde ihm auch zum dritten Male gnädig sein. In Mainz die Gefuchte zu finden, durste aber doch in das Gebiet des allzu Unwahrscheinlichen gehören; wie leicht konnte er ihr aber bei dem kriegerischen Umherstreifen auf dem noch unbegrenzten Terrain begegnen und unter welcher romantischen Verhältnissen konnte dies geschehen! — Bei oder nach dem siegreichen Einzuge in Paris vielleicht! — Sie war ja doch gewiß Französin, und daß man siegreich in Paris einzuziehen werde, konnte für den jungen Soldaten doch keinem Zweifel unterliegen, — der muthige Kämpfer darf nie zu wenig hoffen!

Man wird sich vorzustellen vermögen, daß der Lieutenant darin reichlichen Stoff fand, sich die farbe reichsten Bilder auszumalen, was ihm seine zur Zeit etwas trockenen und anstrengenden Dienstbeschäftigungen nicht wenig erleichterte.

Wie sehr jetzt auch die Thätigkeit jedes Einzelnen in Anspruch genommen wurde, brachten die Abende doch gewöhnlich einige Erholungsstunden, und bei der allgemein herrschenden Erregung pflegte sich in den Hauptstraßen der Stadt und den öffentlichen Lokalen dann ein regeres und interessanteres Leben wie sonst zu entfalten.

Lieutenant von Hellborn und ein Kamerad seines Regiments promenirten in der breiten und schönen Ludwigsstraße, wo sich bei der hellen Beleuchtung Tausender von Gasflammen eine große Menschenmenge, aus allen Ständen zusammengesetzt, tummelte. Die ersten Nachrichten von den Vorpostenzusammenstößen bei Saarbrücken waren vor Kurzem eingetroffen, Jeder wollte Neues hören oder bringen, Meinungen austauschen, — Alles befand sich in großer Aufregung, die sich auch in dem lauten Stimmengewirr kundgab. An den erleuchteten Schaufenstern größerer Läden waren soeben erschienene Extrablätter ausgehängt, um welche sich dichte Gruppen drängten, hier und da fand sich ein öffentlicher Vorleser, patriotische Lieder wurden gesungen, und dazwischen, wie um den Ernst der Situation zu illustriren, rasselten Munitionswagen und

anderes militairisches Fuhrwerk schwer über das Pflaster, neu-
eingekleidete Landwehrlente trugen ihre Waffen und Armaturstücke
nach den Quartieren, berittene Ordonnanzen trabten eilig dahin.

Vor einem der ersten Café-Restaurants hatte sich, als die
beiden Offiziere vorüberpassiren wollten, ein dichter Menschenknäuel
zusammengeballe, in dem es besonders stürmisch herzugehen schien;
eine freudige Veranlassung mußte dies aber wohl nicht haben, son-
dern die Ruße der Entrüstung und Drohung deuteten auf einen
ernstlichen Streit.

Die Offiziere, welche das Getümmel geru vermieden hätten,
wurden wider Willen durch die zuströmenden Neugierigen hinein-
gedrängt. Auf ihre Frage, was es eigentlich gebe, sagte man
ihnen in der unsicheren Weise, welche ein schnell durch die Menge
verbreitetes Gerücht immer mit sich bringt, man habe in dem Ver-
gnügungsorte einen französischen Spion entdeckt, der sich nun
seiner Arretirung widerseze.

Die Spionage, das schändliche, gewissermaßen aber auch noth-
wendige Unkraut, das den Boden, auf welchen der Krieg seinen
Fuß gesetzt hat, so reichlich zu durchwuchern pflegt, hatte sich bei
den jetzt so klar an das Licht gezogenen Absichten Frankreichs in
diesen Gegenden gerade zweifellos schon längst verbreitet, gewiß
wurde aber bei der sich nun darauf wendenden Aufmerksamkeit
der großen Menge von letzterer auch viel übertrieben und Gespenster
gesehen; jede Ansicht, die nicht mit der allgemein herrschenden, etwas
heißblütigen, übereinstimmte, wurde mit Verdacht aufgenommen, und
ein nur unvorsichtiges Gebahren genügte, einen Sturm der Ent-
rüstung hervorzurufen und die schwersten Beschuldigungen erheben
zu lassen.

Fritz von Helledorff und sein Begleiter, denen die Uniform
schon eine gewisse Reserve auferlegte, fühlten sich daher gerade
nicht geneigt, sich weiter um die Sache zu bekümmern, und suchten
ihren Weg fortzusetzen, als die Hauptakteure des Cravalls in ihre
unmittelbare Nähe kamen und ihre Augen auf sich zogen.

Der Beschuldigte, der sich von einigen anständig gekleideten
Männern ziemlich unsanft bedrängt fand, gehörte, seiner äußeren
Erscheinung nach, einer höheren Gesellschaftsklasse an, und da er
sich nur in sehr gebrochenem Deutsch, in das er viel französische
Worte mischte, zu entschuldigen oder vertheidigen wußte, stieg die

Erbitterung der Menge gegen ihn in der bedrohlichsten Weise und war nahe daran, in Handgreiflichkeiten überzugehen.

Wir brauchen diesen Mann nicht noch einmal zu beschreiben; Lieutenant von Hellborff erkannte, zu seiner höchsten Ueberraschung, in ihm den so lange vergeblich Gesuchten, den Begleiter seiner schönen Unbekannten wieder, und man wird es deshalb erklärlich finden, daß er nun nicht mehr daran dachte, den Platz zu verlassen.

Ein Franzose war der vermeintliche Spion, dafür hatte er ihn ja immer angesehen; daß er ein so verächtliches Handwerk treiben solle, war freilich nicht unmöglich, seine Anwesenheit in der Stadt und Festung um diese Zeit mußte allerdings auffällig erscheinen, aber das Schlimmste anzunehmen, widerstrebte dem Gefühl des jungen Offiziers wohl weniger deshalb, weil der Mann etwas Distinguirtes in seinem Aussehen gehabt, als weil damit auch der Heiligenschein, den seine Phantasie um das Haupt von dessen Begleiterin gelegt hatte, so plötzlich und in so häßlicher Weise zerrissen worden wäre. Er fühlte sich daher hier zu einer Einmischung berufen, und im Fluge ging ihm schon der frohlockende Gedanke durch den Kopf, welch' großen Werth und unberechenbare Folgen es für ihn selbst haben könnte, wenn es ihm gelänge, ein Mißverständnis aufzuklären, was ihm Jenen sehr verpflichten mußte.

Uebrigens wurde er auch genöthigt, zu bleiben und ein Wort mitzusprechen, denn Mehrere wandten sich, sobald sie die Uniformen erblickten, an ihn und seinen Kameraden und forderten sie auf, den „französischen Spion“ zu arretiren.

Der Letztere schien ganz außer sich über die ihm widerfahrende Behandlung zu sein; obwohl sein Gesicht todenbleich war, lag in seinen heftigen Gestikulationen und Worten, die er mit dem seinem nationalen Temperamente entsprechenden Ungeßüm in der unverständlichsten Weise heraussprudelte, weniger eine feige Furcht, wie sie der überwiesenen Verbrecher selten verleugnen kann, als die Empörung über eine ungeredhte Beschuldigung, die das sittliche Gefühl verletzt, und eine thätliche Behandlung, welche ein anständiger Mann nicht gewohnt sein kann.

In der That kam auf die Fragen der Offiziere, die bei der herrschenden Aufregung vielstimmig beantwortet wurden, auch nur heraus, daß der Herr, vielleicht sogar provocirt, in verletztem oder übersprudelnden Nationalgefühl einige Aeußerungen über den wahr-

scheinlichen Sieg und die Ueberlegenheit der französischen Waffen gethan habe, und so unvorsichtig, vielleicht gar übermüthig dies zweifellos war, konnte man es ihm gerechterweise doch nicht gerade als ein Verbrechen anslegen. Dagegen hatte die Stimme des großen Haufens wohl recht, wenn sie sich dahin vernehmen ließ: „Was will der Franzose hier überhaupt bei uns? — Alle seine Landsleute haben sich aus dem Staube gemacht, — wir wollen keine Feinde unter uns dulden!“

Dem mußte man Rechnung tragen, um einen noch schlimmeren Ausbruch des Volkswillens zu verhüten; Lieutenant von Hellsdorff faßte sich auch kurz, obgleich sein Kamerad, der seine Nebeninteressen nicht ahnen konnte, ihn abmahnend zurückhalten versuchte.

„Mein Herr,“ sagte er bestimmt, aber höflich zu dem Franzosen, — „ich arretire Sie, nicht allein, damit Sie Gelegenheit finden, die gegen Sie erhobenen schweren Beschuldigungen zu widerlegen, sondern auch weil Ihre persönliche Sicherheit dies unter solchen Umständen erforderlich macht; Sie werden die Güte haben, mir ohne Verzug und Widerstreben nach der Kommandantur zu folgen, wo sich alles Weitere finden wird.“

Der so Angeredete warf seine im Zorne rollenden Augen auf den Offizier, der ihn am Arme berührt hatte, und schien eine heftige, widerspenstige Antwort geben zu wollen; aber mochte ihm nun die Vernunft sagen, daß dies ganz überflüssig sein würde, oder erwachte bei dem Anblicke dieses Gesichts doch eine Erinnerung in ihm, die ihn irgend eine Hoffnung schöpfen ließ, — er besann sich sichtlich eines Besseren, grüßte und meinte, er sei bereit, zu folgen.

Auch die Menschenmenge zeigte sich mit dieser Entwicklung einverstanden; einige Herren erboten sich als Zeugen gegen den Arrestanten und wurden von den Offizieren aufgefordert, sich anzuschließen, Viele gingen ihres Weges weiter, ein ganzer Haufen, der sich aus den unteren Volksklassen zusammensetzte und lieber ein gewaltsameres Ende der Scene gewünscht hätte, aber doch die Uniformen respektirte, ließ es sich indessen nicht nehmen, unter fortwährendem Lärmen und Drohrufen zu folgen.

Der Arrestant ging zwischen den beiden Offizieren; er war außer Athem, hatte den Hut abgenommen und trocknete sich den

Schweiß von der Stirn; dazwischen sah er immer wieder den Lieutenant von Hellborff von der Seite an, als ob er sich vergewissern wollte, ob er sich auch nicht getäuscht und was er von ihm zu erwarten habe.

Wie lebhaft der Lieutenant auch wünschte, zu erfahren, mit wem er es zu thun hatte, erschienen die Verhältnisse doch nicht dazu angethan, eine solche Frage, in welcher Form es auch wäre, auszusprechen; er erwartete eine Aufklärung darüber erst durch das Verhör, das jedenfalls sogleich auf der Kommandantur stattfinden würde. Der Franzose kam seiner Neugierde indessen entgegen, sobald er sich einigermaßen erholt und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die immer noch um ihn her lärmende Menge nicht mehr zu fürchten sei.

Er begann damit, sich bitter darüber zu beschweren, daß man ihn für eine ganz unschuldige Aeußerung, wie er behauptete, eine rein persönliche Meinung, in so roher Weise angegriffen habe, und versicherte, daß Aehnliches in Paris nicht vorkommen würde, wofür er den Beweis schuldig blieb, und daran knüpfte er ein jedenfalls ganz unpassendes Raisonnement über den deutschen Volkscharakter, so daß die Offiziere ihn recht ernstlich ersuchen mußten, seine Reden vorsichtiger zu wählen oder jetzt, wo letztere noch in weiterem Kreise gehört werden konnten, lieber ganz zu schweigen. Letzterem Ansuchen zu entsprechen, mußte dem beweglichen, aufgeregten Manne aber wohl gar nicht möglich sein; es ließ sich nur erlangen, daß er in einen andern Ton einlenkte.

Er sei noch so verwirrt von dem unvermutheten Angriffe, meinte er entschuldigend, daß er wohl auf einige Nachsicht für seine Heftigkeit Anspruch machen dürfe; als Edelmann und Cavalier fühle er auf das Tiefste die ihm zugefügte öffentliche Schmach, sei aber auch überzeugt, daß ihm die Behörden dafür Genugthuung geben würden. Er wolle nun auch das Versäumte nachholen und sich den Herren, die sich seiner so freundlich angenommen, vorstellen, — er sei der Chevalier Alfred de Montrouge, ein Name, den man schon unter den ältesten Adelsgeschlechtern Frankreichs finden werde, sei von der jetzigen Regierung ganz unabhängig und wolle nicht verhehlen, daß er für dieselbe durchaus keine Sympathien hege, der Krieg habe also für ihn nur ein rein nationales Interesse; in Lothringen begütert, ziehe er manchen daheim drückenden poli-

tischen Verhältnissen vor, einen großen Theil des Jahres in Deutschland zuzubringen, und habe auch jetzt mit seiner Tochter mehrere rheinische Bäder besucht.

„Und nun, mein Herr,“ setzte er, ganz Freundlichkeit und Höflichkeit geworden, sich an Lieutenant von Hellborff wendend, hinzu, — „darf ich wohl fragen, ob mir nicht erst vor Kurzem das Vergütigen zutheil geworden ist, Ihnen in Wiesbaden und Eins, wenn auch nur flüchtig, begegnet zu sein. Schwerlich werden Sie sich meiner erinnern, aber vielleicht eines zufälligen kleinen Dienstes, den Sie im Kurgarten erstereu Ortes meiner Eugenie gütigst leisteten.“

Der Kamerad Fritz von Hellborffs war erstaunt, welche Wendung das Gespräch genommen hatte, der Lieutenant selbst so betroffen, daß er noch gar nicht recht wußte, ob ihn diese vor Zeugen gemachte Eröffnung mehr freuen oder in Verlegenheit setzen sollte; es blieb ihm aber kaum etwas Anderes übrig, als auf den Ton des so plötzlich entpuppten Chevaliers einzugehen.

Was er so sehnüchtig zu wissen begehrt hatte, lag nun auf einmal offen vor ihm, — an eine absichtliche Täuschung konnte er wohl um so weniger glauben, als der Franzose wahrscheinlich bald Gelegenheit haben sollte, die Wahrheit seiner Angaben zu beweisen, — und die Meinung seines Veters, des Legationssekretairs, die ihm schon manche heimliche Sorge gemacht hatte, daß Jener und dann wohl auch seine Begleiterin gewöhnliche Abenteurer sein könnten, schien nun auf einmal glänzend widerlegt. Daß er die so heiß beehrte Bekanntschaft nun machen solle, lag sehr nahe, vorausgesetzt, daß Eugenie — wie zaubervoll klang der Name an sein klopfendes Herz! — sich jetzt noch, hier in Mainz, an der Seite ihres Vaters befinde.

Indem er die Höflichkeit des Chevaliers mit einigen angemessenen Worten erwiderte, erkundigte er sich nach dem Befinden von dessen Tochter. Sie war wirklich in der Stadt. Wäre der Lieutenant nicht so besangen gewesen, so würde er wohl ebenso gut wie sein beobachtender Kamerad bemerkt haben, daß die Augen des Herrn von Montrouge, die einen so scharfen, durchdringenden — man konnte wohl sagen lauernden Ausdruck besaßen, prüfend auf ihm haften und eine deutliche Genugthuung ausdrückten; vielleicht hätte er daraus Mißtrauen geschöpft.

Zu einer längeren Unterhaltung fehlte es auch an Zeit; man war bereits vor dem Kommandanturgebäude angekommen. Die Volksmenge durfte hier natürlich nicht weiter folgen und verlief sich allmählig, nachdem sie eine Zeitlang vergebens auf Befriedigung ihrer Neugierde gewartet hatte; die Offiziere, der Arrestant und die als Zeugen angenommenen Civilisten waren eingetreten.

Die Meldung erging an den in den Büreaus diensthühenden Stabsoffizier, und derselbe veranstaltete sofort ein förmliches Verhör, wobei er dem Arrestirten gegenüber mit der größten Artigkeit verfuhr. Wie schon gesagt, konnten die Zeugen nichts besonders Gravirendes zu Protokoll geben, es handelte sich eben nur um eine unvorsichtige und für die Zeitverhältnisse unpassende Aeußerung, welche die gereizten Gemüthler so wild erregt hatte, die schwere Beschuldigung der Spionage ließ sich auch nicht im Mindesten rechtfertigen. Die schriftliche Verhandlung wurde deshalb auch nur flüchtig aufgenommen, die Namen notirt und die Herren, die bei kälter gewordenem Blute ein wenig beschämt erschienen, dann entlassen. Nun verlangte der genannte Stabsoffizier, auf den die äußere Erscheinung und das ganze Wesen des Chevaliers wohl nicht den besten Eindruck gemacht haben mochten, aber auch noch eine weitere Legitimation und Angabe der Gründe, aus denen er sich in der Stadt aufhalte, von ihm.

Mit überlegen lächelnder Miene nahm der Franzose einige Papiere aus seiner Briestafche und überreichte dieselben mit einer ceremoniösen Verbeugung; man mußte zugeben, daß er reichlich mit gültigen Legitimationen versehen war, er hatte darin sogar eine beinahe auffällige Vorsicht beobachtet. Dabei war indessen ein kleines Papierblatt, von ihm unbemerkt, auf den Boden niedergefallen, und Lieutenant von Hellborff, der ganz nahe stand, bemerkte dies allein und hob es auf; schon war er im Begriffe, es dem Besitzer wiederzugeben, als er bei einem zufälligen Blicke darauf stutzte.

Das Blättchen trug nämlich ganz seltsame Schriftzeichen, die offenbar einer Geheimsprache angehörten, sogenannte Chiffren, deren Auflösung eines besonderen, verabredeten Schlüssels bedürfen. Bei einem gewissermaßen gerichtlichen Verhöre war dies ein gewiß verdächtiger Umstand, und der Lieutenant behielt das kleine

Papier unentschlossen in der Hand; ein Mißtrauen, dessen er sich nicht entschlagen konnte, war plötzlich in ihm aufgestiegen.

Herr von Montrouge gab über seine persönlichen Verhältnisse an, was er vorher auf der Straße schon gegen den Lieutenant ausgesprochen hatte. Den wirklichen, so schnellen Ausbruch des Krieges, setzte er hinzu, habe er nicht für glaublich gehalten und sich deshalb auch nicht beeilt, das deutsche Gebiet zu verlassen; ein solch' dynastischer Streit, meinte er mit einiger Affektation, solle den internationalen Verkehr der Völker nicht behindern, daher habe er sich als einfache Privatperson in Deutschland ebenso sicher gefühlt wie in Frankreich und sei heute erst leider eines Anderen belehrt worden. Wegen der Wohnung, die er hier genommen hatte, befragt, erklärte er mit einer Sicherheit und Nonchalance, die keinen schlechten Eindruck machen konnten, er logire mit seiner Tochter in dem Hause eines unverdächtigen Bürgers, der, längst hier ansässig, allerdings aus Frankreich stamme und ihm eben durch seine noch in Bothringen weilende Familie empfohlen worden sei; Mainz habe kein anderes Interesse für ihn als das einer größeren Stadt, die er zu seinem vorläufigen Aufenthalte gewählt, nachdem die Badoerte sich im panischen Kriegsschrecken der Gäfte so schnell entvölkert hätten.

In Alledem war nichts Unglaubliches und der Stabsoffizier schon im Begriffe, das Verhör zu schließen und Herrn de Montrouge die Freiheit, gleichzeitig aber auch den guten Rath zu geben, daß er binnen kürzester Zeit die Stadt verlasse, als er das Papier in der Hand des Lieutenants von Hellborff bemerkte, der immer noch in peinlicher Verlegenheit erschien, wem er seinen Fund eigentlich zustellen sollte. Der fragende Blick des Majors entschied nun darüber; er reichte es ihm mit der Bemerkung, daß es soeben aus der Briefftasche Herrn de Montrouge's gefallen sei.

Bei diesen Worten und als er das Blättchen erblickte, erblickte der Letztere und machte sich dadurch noch verdächtiger, daß er rasch danach langte, als wolle er es wieder in seinen Besitz bringen; das war indessen schon zu spät, das Papier befand sich bereits in der Hand des Majors, der es mit mißtrauischer Bewunderung betrachtete und die Stirn in tiefe, strenge Falten legte.

Der Franzose faßte sich schnell wieder und kam seiner Frage

zuwov; mit einem etwas gezwungenen Lächeln die Achseln zuckend, meinte er:

„Eine bloße Spielerei meiner Tochter, die sie an langweiligen Winterabenden auf unserem Schlosse mehr um der Unterhaltung als wirklichen Nutzens wegen erfunden hat! Sie begreifen, meine Herren, daß nahe Verwandte, wenn sie sich in größeren Gesellschaftskreisen bewegen, sich zuweilen kleine Vertraulichkeiten mitzutheilen wünschen, und dies schien ihr ein geeignetes Mittel dazu zu werden. Ich muß gestehn, daß ich diese Hieroglyphen nicht einmal zu entziffern vermag, — ich bin ein ungelehriger Schüler gewesen.“

Das kurze Lachen, mit dem der Chevalier die letzten Worte begleitete, hatte etwas Widriges und Peinliches für die Anwesenden, in deren gegenseitigen Blicken sich die Ueberzeugung widerspiegelte, der ehrenwerthe Herr habe dieses Mal entschieden die Unwahrheit gesagt; Lieutenant von Hellsdorff war geradezu aus allen seinen Himmeln gefallen und verwünschte das fatale Stückchen Papier, das nun eine so verhängnißvolle Wendung hervorbringen mußte.

Der Stabsoffizier fühlte sich nicht veranlaßt, Herrn de Mont-rouge sein Eigenthum zurückzugeben, sondern bat sich ebenso höflich als bestimmt seine ganze Brieftasche aus, und als Jener dies sehr übel aufzunehmen schien und Einwendungen versuchte, erklärte er ihm gerade heraus, man stehe hier unter dem Kriegsgesetze, das nicht viele Weiterungen zulasse, es thue ihm leid, aber er sehe sich genöthigt, seine Haft aufrecht zu erhalten, und je williger er sich den weiteren Anordnungen, über welche die Befehle des Commandanten eingeholt werden müßten, fügen würde, desto eher sei auch ein günstiger Abschluß der ganzen Angelegenheit zu erwarten.

Dagegen half auch kein Protestiren des Franzosen, der sich nun doch sehr unruhig zeigte; er mußte wiederholentlich darauf aufmerksam gemacht werden, daß alle weiteren Worte überflüssig seien und seine Heftigkeit ihm nur Schaden könne; dann wollte er wissen, was man mit ihm vorhabe, und sprach von der Angst und den Unannehmlichkeiten, denen seine Tochter ausgesetzt würde, worauf der Major nur die Achseln zuckte und ihm erwiderte, man werde ihn als Cavalier behandeln und die einer Dame schuldige Achtung nicht aus den Augen setzen, so lange es nicht durch Beweise feststehe, daß Höflichkeit und Galanterie nicht am Platze seien; einen

anderen Trost vermöge er ihm nicht zu geben und ersuche ihn nun, dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen.

Der Chevalier mußte in der That einsehen, daß ihm auch nichts Anderes übrig bleibe; nun wurde er sehr kleinlaut und ängstlich, legte sich noch eine Weile auf das Bitten und ließ sich dann durch den Kameraden Helldorff's, dem der Major den Auftrag gegeben hatte, ihn nicht aus den Augen zu lassen, bis Weiteres verfügt sein würde, nach einem anderen Zimmer im Commandanturgebäude abführen.

Lieutenant von Helldorff hielt es für Pflicht, jetzt dem Stabs-offizier darüber Mittheilung zu machen, inwieweit sich der Chevalier auf seine Bekanntschaft berufen durfte, und Jener konnte dabei kaum ein leichtes Lächeln unterdrücken. Im Ganzen war die Angelegenheit doch sehr ernst, da ziemlich gewichtige Verdachtsgründe gegen den Franzosen sprachen und in dieser Zeit eine besondere Vorsicht geboten war. Der Lieutenant erhielt die Weisung, zu warten, bis die Entscheidung des Commandanten eingeholt sein würde.

Dieselbe fiel alsbald dahin aus, daß der Chevalier in anständiger Haft zu behalten und die Polizeibehörde zu requiriren sei, um, im Vereine mit dem Major, welcher das erste Verhör abgehalten hatte, in seiner Wohnung Erkundigung über seine näheren Verhältnisse einzuziehen und eine sorgfältige Durchsuchung seiner Effekten, besonders Papiere, zu veranstalten; sollte sich etwas dringend Verdächtiges vorfinden, so wäre auch die junge Dame zu arretiren, in jedem Falle aber bis auf Weiteres polizeilich zu überwachen, ohne damit öffentliches Aufsehen zu erregen.

„Sie können mich zu meiner Assistenz begleiten, Herr von Helldorff,“ meinte der Major, während bei allem seinem dienstlichen Ernste doch ein Lächeln hindurchschimmerte; — „vielleicht ist Ihnen dieser Auftrag auch nicht ganz unangenehm.“

Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob er mit dieser Vermuthung Recht hatte; der Lieutenant selbst wußte sich im Augenblicke keine Rechenschaft davon zu geben. Eugenie de Montrouge wiederzusehn, mit ihr zu sprechen, war das Ziel seiner Wünsche gewesen, und eine andere Gelegenheit dazu ließ sich kaum noch erwarten, aber äußerst peinlich war die Situation, in der er ihr gegenübertreten sollte, doch immer, und nur die Hoffnung, daß er

ihr selbst unter diesen Umständen einen Dienst erweisen könne, trug hauptsächlich dazu bei, ihm dieselbe in milderem Lichte erscheinen zu lassen; jede Einwendung gegen die erhaltene Aufforderung würde ja auch nur die Empfindungen seines Herzens preisgegeben haben.

Es war schon ziemlich spät geworden, als der Major mit seinen inzwischen herbeigerufenen Begleitern von der Polizei das von dem Chevalier bezeichnete, auf der Großen Bleiche gelegene Haus erreichte; in den Straßen gab es nur noch wenig Verkehr, und die schnell und still dahingehenden Männer erregten kein Aufsehn. Das Haus, ein nicht sehr ansehnliches Gebäude, stand noch offen, und der Besitzer desselben, auf den Herr de Montrouge sich berufen hatte, war bald gefunden; die Polizeibeamten hatten ihn für einen unbescholtenen Mann erklärt, aber im Rufe eines guten Patrioten stand er bei ihnen gerade nicht.

Er war ein kleiner, mürrischer Mann, der allerdings stutzte, als er den unerwarteten, nichts Gutes prophezeienden Besuch erhielt, aber doch Fassung genug besaß, seine Verwunderung darüber in gemäßigten Worten auszusprechen; er war auch sogleich bereit, die Herren dem Fräulein anzumelden, das, wie er versicherte, noch den Vater erwartete. Er bestätigte übrigens vollkommen die bisherigen Angaben des Chevaliers.

Der Major war entschlossen, seine unangenehme Pflicht auf die schonendste Weise zu erfüllen; er stellte sich der Dame mit höflichen Entschuldigungen dieser gebotenen Störung zuerst allein vor.

Der Chevalier und seine Tochter bewohnten nur drei, recht hübsch eingerichtete Zimmer; es war ein durchaus anständiges Logis, für einen verwöhnten, eleganten Geschmack aber gerade nicht zureichend, und es konnte immerhin Wunder nehmen, daß ein so begüterter Mann, wie der Chevalier nach seiner eigenen Angabe war, nicht anders gewählt hatte, wenn man dies nicht eben durch seine nähere Bekanntschaft mit dem Wirthse erklären wollte.

Das Fräulein empfing den Major noch in voller Toilette, als ob sie auf Besuch vorbereitet gewesen wäre; ihre Schürtheit, die durch den Ausdruck innerer Erregung noch gewann, mußte auch in dem älteren Herrn eine Theilnahme erwecken, die deutlich hervortrat und ihn in einige Verlegenheit brachte, als er ihr so schonend wie möglich den Zweck seines Kommens auseinandersetzte; er sagte ihr, der Chevalier, ihr Vater, sei wegen politischer

Menfcerungen an einem öffentlichen Orte in Streit und Unannehmlichkeiten verwickelt worden, welche die Behörden genöthigt hätten, ſich ſeiner Perſon zu ſeinem eigenen Schutze anzunehmen; nur um die öffentliche Meinung zu beruhigen und den Beweis zu liefern, daß ſie irregeleitet worden ſei, wären die Anordnungen getroffen worden, zu deren Ausführung er hierhergekommen, und bitte er ſie dabei um ihre Unterſtützung, damit er ſich ſeiner Pflicht deſto ſchneller und ſchonender entledigen könne.

Lieutenant von Hellendorf hatte ſich geirrt, wenn er meinte, Eugenie verſtehe und ſpreche nicht die deutſche Sprache; ſie drückte ſich darin ſehr gut und gewandt aus, und der frembländiſche Accent ließ die Worte auf ihren ſchönen Lippen nur noch anſprechender erklingen. Ihre erſte Beſtürzung, die ſie auf die natürlichſte Weiſe dadurch erklärte, daß ſie geglaubt, ihrem Vater ſei ein größeres Unglück zugeſtoßen, machte bald wieder einer vollſtändigen, würdevollen Faſſung Platz; man ſah ihr an, daß ſie von Dem, was ſie hörte, tief berührt wurde, aber ſie unterwarf ſich nun der Nothwendigkeit ohne die heftigen und erbärmlichen Klagen, die Herrn de Montrouge ſo ſchlecht angeſtanden hatten.

„Ich begreife, daß Sie Ihrer Pflicht aus dankenswerther Rückſicht für mich die mildeſte Deutung zu geben ſuchen,“ erwiderte ſie dem Major, — „und daß man meinem armen Vater, der ſich zweifelſohne durch ſein leichtentzündliches Temperament zu weit hinreißen ließ, erſtlich mißtraut; Beides reicht vollkommen hin, mir die Verpflchtung aufzuerlegen, Ihnen in bereitwilligſter Weiſe zur Ermittlung der Wahrheit behülflich zu ſein. Ich bitte Sie, mir ohne Rückhalt den ganzen Sachverhalt mitzutheilen und Ihre Fragen und weiteren Wünſche vorzulegen; wenn man ſich in der Fremde befindet, zumal unter ſo eigenthümlichen Verhältniſſen, muß man auf ſolche Oventualitäten gefaßt ſein.“

Die Befonnenheit und lebenswürdige Höflichkeit des ſchönen Mädchens imponirten dem Major; er bereute beinahe ſchon, daß er ſich nicht begnügt hatte, Herrn de Montrouge die ſchleunige Abreiſe zu empfehlen; wenn das chiffrierte Papier nur nicht gar zu verdächtig geweſen wäre! Er deutete darauf hin und fragte, ob das Fräulein ihm nicht den Schlüssel dazu geben könne oder zufällig noch ſolche ähnliche Papiere aufbewahrt habe.

Anfänglich ſchien ſie ihn gar nicht zu verſtehen und verrieth

doch Unruhe. Vielleicht war der ehrliche Soldat nicht diplomatisch genug, ihren Fragen auszuweichen und als geschickter Inquirent die Blöße zu benutzen, welche die Auslassungen des Chevaliers durch diese Unwissenheit erhielten; er fühlte förmlich die Verlegenheit der Dame mit und boeulte sich, darüber hinauszukommen, indem er jene wiederholte. Da klärte sich auch das schöne Antlitz auf einmal wieder; Eugenie de Montrouge lachte so munter und herzlich auf, daß sie den Major beinahe damit ansteckte, und bestätigte nun vollkommen, was ihr Vater in jenem Verhöre über den scherzhaften geheimen Verkehr zwischen ihnen Beiden angegeben hatte.

„Es ist eine Kinderei von mir,“ sagte sie, — „die ich seit dem vergangenen Winter selten gelibt und beinahe schon wieder vergessen habe, aber ich bin gern bereit, Ihnen diese geheime Depesche, soweit meine Erinnerungen noch reichen, zu übersetzen, wenn Sie mir das Papierchen, das ganz zufällig in die Briestafche meines Vaters gekommen sein muß, vorlegen wollen; vorausgesetzt,“ fügte sie mit allerliebstem schelmischem Lächeln hinzu, — „daß es nicht gar zu intime Familiengeheimnisse enthält.“

Der Major war schon halbzufriedigt; er hatte das Papier auch nicht mehr bei sich, sondern dem Kommandanten zurückgelassen; die Erklärung konnte also nicht auf der Stelle erfolgen.

Eugenie wurde nun aber doch wieder sehr ernst, als er ihr den Befehl, ihre Effekten zu durchsuchen, ankündigen mußte; sie schien durch diese Strenge mehr verletzt als eingeschüchtert und nicht einen schlimmen Ausgang zu befürchten; nochmals erklärte sie, daß sie ganz zu Diensten stehe.

Die übrigen Herren wurden nun zum Eintritte aufgefordert; die Dame erwiderte ihre Grüße höflich und würdevoll. Als ihr Blick auf den Lieutenant von Helldorff fiel, der sehr befangen aussah, erröthete sie ein wenig und war sichtlich betroffen; bei der Rolle, die er hier zu spielen schien, mochte dies nun freiwillig oder einer unumgänglichen Dienstpflicht gemäß sein, wäre es ihrerseits gewiß nicht passend gewesen, sich auf die frühere, überhaupt nur so flüchtige Bekanntschaft zu beziehen. Das sah der junge Offizier auch vollkommen ein, war aber seinerseits entschlossen, an dieses Zusammentreffen zu appelliren und ihr zu erklären, wie der Zufall ihn hierhergeführt habe; ihr Anblick allein hatte auch schon

genügt, das in ihm aufgekeimte Mißtrauen wieder zu zerflören und die alten Empfindungen in ihre vollen Rechte treten zu lassen.

Eine polizeiliche Hausfuchung mit höflichen Rücksichten vorzunehmen, ist ein übles Ding, und die Beamten der Polizei pflegen in solchen Fällen auch nicht zu subtile Unterschiede zu machen; ihre Pflicht gebietet ihnen ja, von der Annahme auszugehn, daß eine wirkliche Schuld vorliegt, und häufig mögen sie darin auch nicht getäuscht werden; sie haben Gelegenheit, öfter als andere Leute die Erfahrung zu machen, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, und daß das Verbrechen sich nicht selten unter dem gefälligsten äußeren Scheine versteckt. Sie gingen also auch hier mit einer Kaltblütigkeit an ihr Werk, welche für die beiden Offiziere etwas sehr Peinliches hatte; der Major spielte, jedenfalls nur, um der Sache einen milderen Anstrich zu geben, den Vermittler zwischen ihnen und der Dame, die sich, blaß und augenscheinlich schwer gegen ihre Aufregung ankämpfend, auf das Sopha niedergelassen hatte, und während er ab und zu ging, lag es nahe, daß Lieutenant von Hellborff die Cavalierspflicht übernahm, sie zu beruhigen und zu trösten.

Er zögerte damit auch nicht; sein Vetter würde vielleicht wieder Gelegenheit gehabt haben, einige sarkastische Bemerkungen über ihn zu machen, aber an Den dachte er jetzt am allerwenigsten. Das kurze Zusammentreffen in Ems gab ihm willkommenen Stoff, eine Unterhaltung zu beginnen.

Eugenie de Montrouge schien sogar erwartet zu haben, daß er sich ihr nähere; er glaubte wenigstens zu bemerken, daß ihr Blick ihn suchte, und als er sich ihr als Denselben vorstellte, der schon einmal dort das Glück gehabt, sie zu begrüßen, machte sie kein Hehl daraus, daß sie sich dessen noch sehr gut erinnere und ihn, wie auch in Ems, sogleich wiedererkannt habe.

Es war natürlich, daß die Unterhaltung sich sogleich auf das soeben Vorgehende lenkte; der Lieutenant suchte in bester Weise zu beruhigen und zu entschuldigen, wenigstens seine eigene Anwesenheit; er wies auf die eigenthümlichen Zeitverhältnisse hin und bedauerte tief das unzweifelhafte Mißverständniß; er verbürgte sich dafür, daß der Chevalier in der gewiß nur kurzen Haft auf das Rücksichtsvollste behandelt und dann, ebenso wie die Dame, keiner Belästigung mehr ausgesetzt sein würde, und er nahm aus dem schönen Munde

selbst einige kleine Bitterkeiten über den Mangel an Gastfreundschaft, welcher den armen, an dem Kriege gar nicht theilhaftigen französischen Privatleuten jetzt in Deutschland zutheil würde, geduldig hin, wurde ihm doch kein direkter Vorwurf gemacht und zeigte Eugenie deutlich, daß sie die Unterhaltung mit ihm gern fortsetzte.

Welch' näheres Interesse zwei junge Leute verschiedenen Geschlechts auch aneinander nehmen mögen, so kann ihr erstes Gespräch nicht weit über die Grenzen der allgemeinen Höflichkeitsphrasen hinausgehen; selbst unter diesen eigenthümlichen Umständen waren nur wenige weitere Anknüpfungspunkte gegeben, und wenn die Lebendigkeit und Gewandtheit der Französin, die augenscheinlich eine Dame von Welt war und jeden beliebigen Ton leicht anzuschlagen wußte, denselben auch die interessanteste Färbung verlieh, so erfuhr der Lieutenant doch nicht viel mehr über ihre Verhältnisse, als was er bereits aus dem Verhöre des Chevaliers wußte; er schöpfte aber dabei eine andere Ueberzeugung, die ihm noch viel mehr werth war, daß Eugenie de Montrouge nämlich ihm für die zarte und aufmerksame Weise, wie er sich ihrer annahm, unzweifelhaft sehr dankbar war und sich alle ihre Liebenswürdigkeit zu entfalten bemühte.

Leider wurde die Unterhaltung bald dadurch gestört, daß man die Dame ersuchte, Auskunft über eine von den Beamten soeben gemachte Entdeckung zu geben. Die geübte Spürnase des Einen hatte nämlich herausgefunden, daß sich in dem Ofen des einen Zimmers, der zur Sommerzeit natürlich nicht benutzt wurde, die Asche ganz frisch verbrannter Papiere befand, bisher der erste verdächtige Umstand, denn weiter hatte die sorgfältigste Untersuchung Nichts ergeben.

Als man die Französin deshalb befragte, — und da jetzt der eine Beamte das Wort führte, geschah dies gerade nicht in einer so achtungsvollen Weise, wie sie bisher die Offiziere beobachtet hatten, — richtete sie sich stolz auf und ein brennender Blick aus ihren herrlichen dunkeln Augen traf den Trager mit einer Würde und Festigkeit, die den gewigten Mann selbst stutzig machten.

„Mein Herr“, erwiderte sie in hohem Tone, der ihre ganze Entrüstung ausdrückte, „als ich vor einer Stunde in meiner Einsamkeit Privatbriefe, über deren Inhalt ich Ihnen durchaus keine Rechenschaft schuldig bin, verbrannte, konnte ich von dem mir zu-

gedachten Besuche noch keine Ahnung haben; vermögen Sie in diesem Aschenhäuschen keine gefährlichen, die Sicherheit Ihres Staates gefährdenden Geheimnisse zu entdecken, so haben Sie die Güte, mich mit ganz nutzlosen Fragen zu verschonen."

Der durch diese Ironie gekränkte Beamte schien große Lust zu haben, heftig aufzufahren, aber der Major gab ihm ein Zeichen, zu schweigen; man konnte auch versichert sein, daß die Dame sich zu keinen weiteren Auslassungen herablassen werde, und wie sollte man dieselben erzwingen? — die Zeiten der Inquisition sind vorüber.

Eugenie hatte sich, nach dieser energischen Auswankung bleich geworden und sichtlich zitternd, abgewandt und wieder in einen Sessel niedergelassen; die hellen Thränen standen in ihren schönen Augen, die wenigstens Fritz von Hellsdorff, im, seiner Meinung nach, gerechten Zorne ganz bezaubernd gefunden hatte; er wäre im Stande gewesen, dem unbefehlenen Polizeibeamten den Hals umzudrehen, aber zum Glücke erinnerte er sich, in welchem Hocke und in welcher dienstlichen Eigenschaft er sich hier befand.

Der Unmuth über das Geschehene, der seinem ritterlichen Herzen, wenn auch nicht seiner klaren Besonnenheit alle Ehre machte, die innigste Bewunderung und Theilnahme für Eugenie, der er schon wieder zur Seite war, drückten sich indessen so deutlich auf seinem Gesichte aus, daß sie darüber schwerlich in Zweifel sein konnte. Den thränenumflorten Blick auf ihn richtend, sagte sie nur leise, indem sie ihm ihre Hand reichte:

„Ich verstehe sie vollkommen und danke Ihnen; diese rohen Scenen empören Sie.“

Der arme Lieutenant, dessen Herz zwischen Pflicht und Gefühl gespalten war, wußte nicht, was er darauf erwidern sollte, aber nachdem er sich durch einen hastigen Blick überzeugt hatte, daß er momentan von Niemandem beobachtet werde, konnte er nicht umhin, die schöne Hand rasch an seine Lippen zu führen.

Eugenie lächelte durch ihre Thränen; sie nahm diese Huldigung sehr gütig auf. Hätte sie es wohl gethan, wenn sie nicht tief in des Lieutenants Herz hineingeblickt und Das, was sie darin gefunden, ihr widerwärtig oder nur gleichgültig gewesen wäre? — Wenn die Schlange im Paradiese so reizend, so verführerisch, so glückverheißend gelächelt hatte, als sie dem ersten Menschenpaare

den verbotenen Apfel reichte, so muß der Sündenfall desselben für alle Zeiten vor unseren Begriffen gerechtfertigt dastehen.

„Sie sehen, welchen Rücksichtslosigkeiten ich schutzlos ausgesetzt bin“, flüsterte die Französin dem bezauberten jungen Manne eilig zu; — „man könnte noch weiter gehen, und Sie begreifen, daß Jeder zarte Geheimnisse hat, für die er lieber sein Leben einsetzt, als sie profanen Augen und herzlosem Spotte preisgiebt. Wollen Sie mir einen Dienst leisten, den ich Ihnen nie vergessen werde und dessen Bedeutung ich Ihnen zu geeigneterer Zeit gern erklären will? — Wollen Sie es sich an meiner heiligen Versicherung genügen lassen, daß Sie damit keine Pflichtwidrigkeit begehen, sondern nur einer unglücklichen, schwachen Frau eine tiefe Demüthigung heiliger Gefühle ersparen?“

Konnte Fritz von Hellborff auf diese aus tiefstem Herzen kommende, wie es schien, ganz gerechtfertigte Bitte wohl mit einem kalten „Nein!“ antworten, wenn er auch sofort begriff, daß er aufgefodert wurde, Partei gegen eine Sache zu nehmen, zu deren Unterstützung er eigentlich verpflichtet war? — Er wäre dies zu thun jezt am allerwenigsten im Stande gewesen, und die Dame, die allerdings jede Verzögerung fürchten mußte, ließ ihm auch nicht lange Zeit zum Bestimmen, sondern schien seine Einwilligung für selbstverständlich zu halten.

„Dann,“ fuhr sie fast sogleich fort, indem sie ein kleines dünnes Packet, das, sauber in Papier gewickelt und mit einem seidnen Bande umwunden, rasch und heimlich aus dem Busen zog und dem jungen Offizier in die Hand drückte, — „verwahren Sie mir für alle Fälle Dieses, bis ich es mir von Ihnen zurückfordern werde. Ich beschwöre Sie, es sorgfältig zu hüten und in keine andere Hand kommen zu lassen, lieber überliefern Sie es, aber nur im höchsten Nothfalle, den Flammen. Darf ich auf Sie rechnen, mein Freund?“

Der Lieutenant wußte gar nicht mehr recht, was er that und sagte, denn die Blicke und Worte der verführerischen Schönen verwirrten ihm den Verstand, nur sein Herz hatte noch eine Stimme. Da er die ganze Gefährlichkeit dieses heimlichen Handels, gerade für sich selbst, einsah, beeilte er sich, das Packetchen in die Brusttasche seines Waffenrockes zu stecken, bevor es in seiner Hand ge-

sehen würde, — und nun war es auf jeden Fall zu spät, sich eines Anderen zu bestimmen.

Der Major und die beiden Polizeibeamten traten soeben wieder in das Zimmer; sie waren mit ihrer Revision fertig und hatten Nichts gefunden, was nur einigermaßen ein verdächtiges Licht auf den Chevalier de Montrouge und dessen Tochter werfen konnte; selbst die beiden Beamten hatten sich untereinander und dem Stabs-offizier, der Nichts lieber hörte, die Ueberzeugung zugelüftert, man habe Jenen Unrecht gethan; — es blieb nur noch der kleine chiffirte Zettel, der sich wahrscheinlich auch noch als ein Erzeugniß bloßen Scherzes erwies. Der Major trat zu der Dame und bat sie in wohlgelesenen Worten um Entschuldigung, versichernd, daß, wenn es an ihm liege, ihr Vater sofort seiner Haft entlassen werden solle, er werde wenigstens in diesem Sinne berichten.

Lieutenant von Hellborff, der seinem Vorgesetzten den Platz geräumt und sich weiter zurückgezogen hatte, hörte dies, blutroth im Gesichte, an; so oft er sich zu seiner Entschuldigung auch die Worte Eugenie's, daß das Päckchen nur auf eine reine Privatangelegenheit bezügliche Papiere enthalte, zurückrief, — und konnte dieser Mund lügen? — brannte ihm das anvertraute Gut doch wie Feuer auf dem Herzen, und er würde es am liebsten sofort wieder in ihre Hand zurückgegeben haben, schien die von ihr gefürchtete Gefahr doch nun vorüber zu sein.

Aber die Gelegenheit dazu bot sich in Gegenwart der Anderen nicht dar, und unmöglich ließ sich doch ein Vorwand für ihn finden, noch länger als dieselben zurückzubleiben; auch schien es, daß Eugenie der Beendigung der Untersuchung noch nicht recht traue, denn sie gab ihm einen leichtverständlichen Wink, daß sie das Päckchen jetzt noch nicht von ihm zurückverlange.

Mit einer förmlichen Verbeugung mußte er von ihr Abschied nehmen, und ebenso kalthöflich, soweit dies die Zeugen bemerken konnten, grüßte auch sie ihn, aber ein einziger vielsagender Blick entschädigte ihn reichlich für diesen Zwang, den sie sich aufzuerlegen genöthigt war.

Mit Unwillen hörte der Lieutenant, als er mit seinen Begleitern wieder draußen auf der Straße war, daß ein untergeordneter Polizeiagent in Civilkleidern, der sie dort erwartete, den Auftrag erhielt, das Haus und dessen französische Einwohner scharf im

Auge zu behalten und von allem ihm in deren Benehmen Auf-
fälligen sofort Bericht zu erstatten; er mußte aber natürlich dazu
schweigen und verabschiedete sich von dem Major, der ihn scherzend
versicherte, er gratulire ihm zu der interessanten Bekanntschaft, die
er hoffentlich noch weiterhin verfolgen könne, denn Fräulein de
Montrouge sei wirklich eine bewunderungswürdige Dame.

Ja, das Herz Fritz von Helldorff's wäre auch von Glück
geschwellt gewesen, wenn er das Päckchen nicht wie eine centner-
schwere Last darauf gefühlt hätte. Als er nach Hause kam und
sich Licht angezündet hatte, zog er es hervor und betrachtete
es gedankenvoll. Die Versuchung, es zu öffnen und sich von
dem Inhalte zu überzeugen, lag ihm nicht nahe; einer solchen
Indiskretion wäre er gar nicht fähig gewesen; um so mehr be-
rührte es ihn unangenehm, daß er den Umschlag versiegelt fand.
Hatte Eugenie ihm dennoch gemißtraut? — aber nein, als sie diese
Siegel anlegte, konnte sie ja noch gar nicht einmal wissen, daß die
Papiere in seine Hände übergehen würden.

Wichtige Geheimnisse mußten darin aber doch wohl enthalten
sein, weil sie eine so große Vorsicht beobachtete; auf was bezogen
sich dieselben? Herzensgeheimnisse? — das wäre ein tödtlicher Stoß
für die Hoffnungen des Lieutenants gewesen; — politische? —
bewahre! Eugenie konnte keine Verrätherin sein und seine Er-
gebenheit so schmählich mißbrauchen, ihn einer so großen Gefahr
auszusetzen!

Er fühlte die schwere Verantwortung, die er übernommen
hatte; wenn er betrogen worden, so betrog auch er die Sache, der
er mit Leib und Seele ergeben war, wenn auch unwissend. Er
fühlte, daß er eine Pflicht verletzt habe, aber konnte er nur daran
denken, anderen Morgens das geheimnißvolle Packetchen an die
Kommandantur oder die Polizei auszuliefern? — pfui, welch eine
Täuschung des in ihn gesetzten Vertrauens wäre dies gewesen!

Recht mißmuthig und unruhig in diesem Zwiespalte von Ge-
danken und Empfindungen, legte er sich nieder. Ob er wohl von
Eugenie de Montrouge träumte? —